Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bruder Jonathan in französischer Beleuchtung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

werk besser eigne. Eine wirkliche Demütigung ärgster Art harrt dagegen seiner, wenn er den falschen Weg leichtsinnig weiter fortsetzt.

Am schlimmsten sind freilich diejenigen jungen Leute daran, die selbst den gelehrten Ständen entstammen. Was soll die arme Beamtenwitwe, die eine kärgliche Pension bezieht, mit ihrem mäßig begabten Sohne machen? An sich wäre es für diesen gewiß kein Unglück, wenn er wieder in den Handwerkerstand zurückkehrte, dem vielleicht sein Großvater oder Urgroßvater angehört hat. Aber die niedern Stände sind sehr viel unduldsamer als die höhern. Dem Sohne des Schuhmachers wird es sehr viel leichter gemacht, Amtsgerichtsrat zu werden, als dem Sohne des Amtsgerichtsrats Schuhmacher zu werden. Dazu kommt, daß der Sohn eines Beamten häufig durch Erziehung und körperliche Gewöhnung zu einem Handwerk ungeeignet geworden ist. Selbst wenn er den Mut besäße, sich dazu zu entschließen, würde er doch wenig Aussicht haben, etwas Ordentliches zu leisten. Hier liegt ein wirklicher Notstand vor. Immer wieder wird der junge Mann auf das Studium als letzten Ausweg gedrängt werden. Ist er von Kindheit auf in dem Gedanken erzogen, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen haben wird, so wird er vielleicht die nötige Charakterfestigkeit besitzen, um allen Hindernissen zum Trotz seinen Platz im Leben zu erringen; meist gelingt es ihm denn auch, mit Rücksicht auf seinen verstorbenen Vater und auf sein eignes ernstes Streben ein einigermaßen ausreichendes Stipendium oder sonstige Unterstützung zu erhalten. Fehlt ihm jene Charakterfestigkeit, so ist ihm eben nicht zu raten. Verkommne Beamtensöhne sind leider keine seltene Erscheinung.

Bruder Jonathan in französischer Beleuchtung

Max O'Rell ist der Schriftstellername eines Franzosen (wahrscheinlich giebt man sich mit dem Eingeständnis, seinen wirklichen Namen nicht zu kennen, eine arge Blöße), der ein Buch über „John Bull und seine Inseln" geschrieben und damit den Nordamerikanern, wie es scheint, viel Vergnügen gemacht hat. Demzufolge fand es ein Impresario geschäftlich ratsam, ihn für eine Anzahl Vorlesungen in den Vereinigten Staaten zu mieten und ihn, wie das ja Sitte ist, zu zwingen, bald in dieser, bald in jener großen Stadt zwischen der Ankunft des einen und

dem Abgange des nächsten Eilzuges aufzutreten — natürlich gegen „amerikanisches" Honorar. Aus den auf diesen Gewaltreisen gesammelten Notizen hat O'Rell nun ein sehr unterhaltendes Buch zusammengestellt, das unter dem Titel Bruder Jonathan und sein Land von Emmy Becher übersetzt worden (sehr gut, abgesehen von kleinen Flüchtigkeiten, wie „Tropfen" als Mehrzahl von „Tropf" u. dgl.) und im Verlage von G. Engelhorn in Stuttgart erschienen ist. Aber es unterhält nicht allein, es belehrt auch und darf insbesondre denen empfohlen werden, die sich aus der europäischen Sklaverei in das „Land der Freiheit" sehnen.

Ich erinnere mich, kurz nach 1848 auf einem englischen Dampfer einen Europamüden getroffen zu haben, der frisch von „drüben" gekommen war und seine Erzählungen mit den Worten zu beschließen pflegte: „Freiheit ist gut, aber für die Freiheit dank ich!" Ungefähr darauf laufen auch O'Rells Eindrücke hinaus, nur daß er den Satz umkehrt. Die Freiheit findet auch er unausstehlich, aber — Amerika ist noch ein Kind; wenn es einmal zu Verstande gekommen sein wird! Er ist nämlich stets bemüht, den Bruder Jonathan bei guter Laune zu erhalten, läßt deshalb auf derbe Wahrheiten und Sarkasmen immer wieder etwas Begütigendes folgen und bewundert, was zu bewundern ist, überschwänglich: den Unternehmungsgeist, die Thatkraft, die Frauen und ihre Stellung, die Irländer. Die letztern, weil sie auch in Amerika Irländer bleiben, während die Deutschen „ihre Sprache vergessen, sie ihre Kinder nicht lernen lassen, das Vaterland hart beurteilen." Daß er von den Deutschen nichts als diese traurige Wahrheit zu berichten weiß, darf an dem Franzosen nicht befremden, anderseits ist es tröstlich, daß er „bei den Irländern Lieblingssünden, Fehler, Schwachheiten niemals hat ausfindig machen können." Diese Probe zeigt bereits, daß seine Urteile mit einiger Vorsicht aufgenommen werden müssen. Von Clan-na-Gael und Kompagnie weiß er augenscheinlich gar nichts. Auch verwahrt er sich wiederholt ausdrücklich gegen den Verdacht, nach kurzem Aufenthalt eine ernsthafte Studie über Land und Leute geben zu wollen. Und da ein Buch von sechzehn Druckbogen bekanntlich nicht so schnell geschrieben wie gelesen werden kann, ist es verzeihlich, wenn der Verfasser bei dem sechzehnten vergessen hat, was auf dem vierten oder auch spätern steht, während dem Leser solche kleine Widersprüche auffallen. So bemerkt z. B. O'Rell bei Besprechung der entsetzlichen Übermacht der amerikanischen „Goldkönige": „Häufig genug erregt diese Tyrannei Entrüstung und erweckt unauslöschlichen Haß, und ich fürchte sehr, daß die Amerikaner, die sich über unsre Revolution lustig machen, sich selbst eine heranziehen, im Vergleich zu der das Jahr 1793, um mit Heine zu sprechen, nur eine Idylle sein wird"; am Schlusse aber weiß er seinem eignen Vaterlande nichts besseres zu wünschen, als daß es ein zweites Amerika werden möge. Daß es in gewissem Sinne auf bestem Wege dazu ist, läßt sich nicht leugnen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Übrigens braucht man Widersprüche und Inkonsequenzen keineswegs immer in so weiten Abständen zu suchen. O'Rell findet es komisch, daß die amerikanischen Frauen, die sich thatsächlich „alles erlauben dürfen," noch nach Emanzipation schreien, und macht Einwendungen gegen ihr Verlangen, in den gesetzgebenden Versammlungen Sitz und Stimme zu erhalten; aber eine Dame erzählt ihm, eine Anzahl junger Frauen in Newyork habe durch ihr energisches Auftreten gegen jeden Mann, der abends auf der Straße die schuldige Achtung gegen sie aus den Augen setzen wollte, es zuwege gebracht, daß jetzt Frauen und Mädchen nachts unbeschützt nach Hause gehen können; und als sie daraufhin die politischen Rechte für ihr Geschlecht fordert, antwortet er nicht etwa, daß diese Frauenlogik sie widerlegt, sondern erklärt sich für „geschlagen." Und wenn Frauen einen Mann theeren und befedern, Schülerinnen eines Mädcheninstituts einen Redakteur durchpeitschen und ihm Cayennepfeffer in die Augen werfen, so sind das wieder Beweise der „bevorzugten Stellung der Frau in Amerika," nur den Pfeffer hätten die Mädchen sich ersparen können.

Daß die Frau des Kleinbürgers es im Kleiderluxus der Millionärin gleichthun will, daß man auf den Straßen der großen Städte Anzüge sieht, die höchstens auf einem Maskenballe zulässig wären, findet allerdings nicht die Billigung des Verfassers. Aber — „in einem demokratischen Lande wird der Frosch stets den Ochsen spielen wollen. Sie bläht sich auf, bis sie platzt, oder vielmehr bis ihres Gatten Geschäfte verkrachen. In Frankreich und England verzehrt die Frau die Zinsen des Mannes, in Amerika nimmt sie gleich das Kapital."

„Der Humor geht aus Einfachheit und wohlwollendem Charakter hervor. Man findet ihn in überströmender Fülle beim Amerikaner, der wirklich ein guter Kerl ist." Beleg: es bestehen eigne Gesellschaften, die Gäste einladen, um sich über sie lustig zu machen und dafür die plattesten Grobheiten in Empfang zu nehmen. Und O'Rell kann nicht umhin, an die Pröbchen dieses „Humors," die er mitteilt, die Bemerkung zu knüpfen, „der dort verprapte Geist und Witz scheine nicht gerade von edelster Art zu sein, und die Neckereien und Ansprachen, in denen die Amerikaner förmlich schwelgen, hätten für den Fremden immerhin etwas Rohes." Wir bekennen, weder Geist noch Witz darin entdecken zu können.

Die Neuigkeitsjagd der Zeitungen, die unverschämte Zudringlichkeit der Berichterstatter, der Klatsch, die Aufschneidereien und Lügen, das Aufputzen der unbedeutendsten Vorfälle, das Bemühen, durch abgeschmackte Überschriften die Aufmerksamkeit auf Tagesneuigkeiten oder Anzeigen zu lenken — alles dies wird größtenteils sehr ergötzlich geschildert, aber um es kennen zu lernen, hat man nicht nötig, über das Weltmeer zu gehen. Doch noch viel ergötzlicher ist, wie O'Rell sich abmüht, das Unwesen zu rechtfertigen. „Für den ernsthaften und denkenden Leser haben die englischen Blätter als einzige Anziehungs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kraft die Zuverlässigkeit ihrer in- und ausländischen Korrespondenzen voraus." Der Verfasser scheint Times, Daily News u. s. w. lange nicht gelesen zu haben. „Die amerikanischen Zeitungen sind ein Sammelsurium von politischen, litterarischen, künstlerischen und gesellschaftlichen Neuigkeiten, von Berichten über Kriminalfälle, lustigen Geschichtchen, Klatsch aller Art, Interviews, Skandalchronik, und sind geschrieben in einem Stil, der den Mann von Geschmack häufig verletzt, oft aber auch fesselt und immer amüsirt." Also verletzendes Amüsement! „Das Publikum muß befriedigt werden, das ist die Aufgabe der Presse," die mithin auf der Stufe der Modengeschäfte und der Tingeltangel steht. „Wo es sich um politische Neuigkeiten aus Europa handelt, darf man den amerikanischen Zeitungen nicht ohne großen Vorbehalt Glauben schenken, aber anerkennenswert ist immerhin die Rührigkeit der dortigen Presse." Zum Beispiel: am Morgen nach der ersten Aufführung eines neuen Stückes von Sardou brachte eine Newyorker Zeitung bereits einen zwei Spalten langen Bericht über Stück und Darstellung. „Das heißt also: die Amerikaner bekamen die Einzelheiten von Sarah Bernhardts jüngstem Triumph vor den Bewohnern von Lyon und Marseille zu lesen." Die beneidenswerten Amerikaner, beneidenswert, wenn auch bei dieser Berechnung die Verschiedenheit des Uhrenganges außer acht gelassen ist. Indessen wäre es unbillig, nicht anzuerkennen, daß auch europäische Zeitungen bemüht sind, in der Auffassung ihres hohen Berufes den amerikanischen ähnlich zu werden. Bei dem Anblick eines Zeitungsartikels, der einen mit Namen genannten Mann mit dem Gehängtwerden bedroht, wenn er fortfahren sollte, in den Straßen zu predigen und in den Häusern zu beten, anstatt zu arbeiten, überläuft unsern Autor „gewissermaßen eine Gänsehaut." Warum denn? Das gehört doch zur wahren Freiheit!

Ebenso findet er eine andre Freiheit, nämlich die, eine Ehe zu schließen und wieder zu lösen, nicht ganz unbedenklich, sie habe „auch ihre tragische Seite"; man höre nämlich täglich, daß ein Mann seine Frau wenige Tage nach der Trauung verlassen und ihr Vermögen mitgenommen habe. Ihr Trost bleibe, wenigstens nicht ihre Ehre verloren zu haben!

Trunksucht kommt nach O'Rells Versicherung in den niedern Ständen nur ausnahmsweise, in den höhern gar nicht vor.

Unter Ärzten, Advokaten, Apothekern giebt es viele Schwindler, „aber schließlich sind es doch Leute, die auch ihre Examen bestanden haben und zur Ausübung ihres Berufes gesetzlich ermächtigt sind." Das ändert natürlich die Sache, zumal da bekannt ist, wie streng es in Amerika mit den Prüfungen genommen wird.

Die Eisenbahnbeamten scheinen seiner Schilderung zufolge in Amerika ebenso grob zu sein wie in der Schweiz, und die Erklärung dieser Erscheinung paßt auf beide Länder: der Schaffner „bildet sich ein, sich mit gebildeten Leuten auf gleichen Fuß zu stellen, wenn er grob gegen sie ist, und dadurch

den obersten Grundsatz der Demokratie, der Gleichheit, zum Ausdrucke zu verhelfen." Leider sorgen die Schweizer Eisenbahnen nicht so für die sonstige Bequemlichkeit des Reisenden wie die amerikanischen. In dasselbe Kapitel gehören die zahlreichen Anekdoten von den Dienstboten, insbesondre den weiblichen, die sich wie „zur Disposition stehende Herzoginnen" benehmen. Bei diesen Verhältnissen und den außerordentlich hohen Löhnen vermögen wir auch an der Einrichtung, daß eine Herrschaft, die durch die Blätter einen Dienstboten sucht, zweiundeinhalb bis fünfmal so viel für die Zeile zahlen muß, als der Bediente oder das Stubenmädchen, nichts „bewundernswertes" zu finden.

Gern beistimmen wird man den gelegentlichen Bemerkungen über die Anwendung „demokratischer" Grundsätze auf das öffentliche Leben. „Um Chemiker zu werden, muß man Chemie studiren, um Rechtsanwalt zu werden, die Rechte, um in einer Demokratie Politiker zu werden, nur seinen eignen Nutzen." Daher werde ein Mann aus der Gesellschaft, der sich mit Politik befaßt, anrüchig. Der alle vier Jahre eintretende vollständige Wechsel in der gesetzgebenden Versammlung bringe es mit sich, daß dort immer nur Neulinge sitzen, „Politiker, aber keine Staatsmänner." Das Publikum kümmere sich daher auch viel weniger um die Vorgänge im Kapitol zu Washington, als um die Verhandlungen in der französischen Kammer, im englischen Parlament und im deutschen Reichstage. Doch entdeckt der Verfasser auch darin einen Vorzug, denn natürlich sei „das politische Leben jedes Volkes, das glücklich und in ungestörter Ruhe und Sicherheit lebt, uninteressant" — eine Wahrheit, die nicht zu bestreiten ist, aber zu dem Thema paßt wie die Faust aufs Auge.

Die gewohnheitsmäßige atemlose Hast in dem gesamten täglichen Leben, von der man schon in England einen Vorgeschmack bekommt, betrachtet auch O'Rell als einen Unsinn, hält überhaupt dem immer und überall nur an großen und raschen Erwerb denkenden Amerikaner mit Recht den Franzosen vor, der mit der Absicht schafft und spart, das Alter sorglos erwarten zu können.

Wenn O'Rell auch nur sechs Monate in Amerika verlebt hat, so ist er doch bis zu einem gewissen Grade amerikanisch geworden. Einmal will er seinen Lesern aufbinden, sein Impresario habe gesagt, er wolle auch — Charles Dickens, den längst Verstorbenen, für eine Reise durch Kanada anwerben, ein andermal prophezeit er, in fünfzig Jahren werde die alte Welt, wenn sie sich nicht bessere, der neuen wie „die Barbarei der Zivilisation" gegenüberstehen. Besonders lustig nimmt sich in dem Munde des Franzosen die Phrase aus, „ruhmdürstige" Fürsten zwängen Europa zu den ungeheuern Rüstungen.

Schließlich wollen auch wir ihm nachahmen, indem wir das Urteil über sein Buch so zusammenfassen: der Leser wird vieles darin widersinnig finden, bei vielem ungläubig den Kopf schütteln, aber trotzdem nicht bereuen, es auf einem Bahnhofe gekauft und während der Reise gelesen zu haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG